

Leseprobe aus:

Paul Auster

Sunset Park



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Seit fast einem Jahr macht er Fotos von aufgegebenen Dingen. Täglich kommen mindestens zwei Aufträge, manchmal sechs oder sieben, und jedes Mal, wenn er und seine Leute ein Haus betreten, stehen sie wieder vor den Dingen, den unzähligen ausrangierten Dingen, die von den Familien beim Auszug zurückgelassen wurden. Die Abwesenden sind alle in Eile geflohen, verschämt und kopflos, und es steht fest, dass, wo immer sie jetzt leben (falls sie ein Haus zum Leben gefunden haben und nicht im Freien kampieren müssen), ihre neuen Behausungen kleiner sind als die, die sie verloren haben. Jedes Haus eine Geschichte des Scheiterns – Bankrott und Zahlungsverzug, Schulden und Zwangsvollstreckung –, und er nimmt es auf sich, die verbliebenen Reste dieser versprengten Leben zu dokumentieren, zum Beweis dafür, dass die verschwundenen Familien einst hier gelebt haben, dass die Geister von Leuten, die er niemals sehen und niemals kennenlernen wird, in den weggeworfenen und überall in ihren leeren Häusern herumliegenden Dingen noch gegenwärtig sind.

Die Arbeit nennt sich Entrümpeln, und er gehört zu einem Vier-Mann-Trupp der Immobiliengesellschaft Dunbar, die den Banken, denen die bewussten Liegenschaften jetzt gehören, ihre «Hauspflege»-Dienste anbieten. Die weiten Ebenen Südfloridas sind übersät mit

diesen verwaisten Bauten, und da es im Interesse der Banken liegt, sie so schnell wie möglich wieder zu verkaufen, müssen die verlassenen Häuser gereinigt, renoviert und so hergerichtet werden, dass sie potenziellen Käufern gezeigt werden können. In einer zusammenbrechenden Welt, in der wirtschaftlicher Ruin und privates Elend erbarmungslos um sich greifen, ist die Entrümpelungsbranche eine der wenigen, die in dieser Gegend noch florieren. Zweifellos ist es ein Glück für ihn, dass er diesen Job gefunden hat. Er weiß nicht, wie lange er das noch ertragen kann, aber die Bezahlung ist anständig, und in einem Land, das immer weniger Arbeit anzubieten hat, ist das ein ausgesprochen guter Job.

Am Anfang entsetzten ihn die Unordnung, der Schmutz, die Verwahrlosung. Selten kommt er in ein Haus, das von den früheren Besitzern in einwandfreiem Zustand zurückgelassen wurde. Häufiger wird es einen Ausbruch von Gewalt und Raserei gegeben haben, eine Abschiedsorgie unmäßiger Zerstörungswut – die Wasserhähne voll aufgedreht, Waschbecken und Badewannen übergelaufen, die Wände mit Vorschlaghämmern bearbeitet und eingestürzt, mit obszönen Graffiti beschmiert oder von Kugeln zersiebt, zu schweigen von herausgerissenen Kupferrohren, verdreckten Teppichen und Kothaufen mitten im Wohnzimmer. Das mögen Extremfälle sein, spontane Aktionen, ausgelöst vom Zorn der Enteigneten, ein widerwärtiger, aber verständlicher Ausdruck von Verzweiflung, aber auch wenn ihn dann nicht in jedem Haus der Ekel packt, graust es ihn vor jeder Tür, die er zu öffnen hat. Als Erstes gilt es immer, mit dem Gestank fertigzuwerden, mit der Attacke verpesteter Luft auf seine Geruchsnerven, mit den allgegen-

wärtigen, komplexen Gerüchen von Schimmel, ranziger Milch, Katzenstreu, zugeschissenen Toiletten und verwesenden Essensresten auf dem Küchentisch. Nicht einmal durch offene Fenster einströmende frische Luft kann diese Gerüche vertreiben; nicht einmal die penibelste, umsichtigste Reinigungsaktion kann den Gestank der Niederlage beseitigen.

Und dann sind da immer die Gegenstände, die vergessenen Habseligkeiten, *die aufgegebenen Dinge*. Inzwischen gehen seine Fotos in die Tausende, in seinem wuchernenden Archiv finden sich Bilder von Büchern, Schuhen und Ölgemälden, Klavieren und Toastern, Puppen, Teegeschirr und schmutzigen Socken, Fernsehern und Brettspielen, Partykleidern und Tennisschlägern, Sofas, Seidendessous, Fugenspritzen, Reißzwecken, Plastikmonstern, Lippenstiften, Gewehren, ausgebleichten Matratzen, Messern und Gabeln, Pokerchips, einer Briefmarkensammlung und einem toten Kanarienvogel am Boden seines Käfigs. Er hat keine Ahnung, was ihn dazu treibt, diese Bilder zu machen. Er sieht durchaus das Nichtige dieses Tuns, von dem kein Mensch etwas haben kann, und doch spürt er jedes Mal, wenn er ein Haus betritt, wie die Dinge nach ihm rufen, ihn mit den Stimmen der Leute, die dort nicht mehr wohnen, ansprechen und ihn bitten, sie noch ein letztes Mal anzusehen, bevor sie weggekarrt werden. Die anderen im Team machen sich über seine obsessive Knipserei lustig, aber das kümmert ihn nicht. Er verachtet diese Männer samt und sonders, sie zählen für ihn nicht. Der hirntote Victor, Boss des Teams; der stotternde Schwätzer Paco; und der keuchende Fettsack Freddy – die drei Musketiere des Verderbens. Laut Vorschrift sind alle brauchbaren Gegenstände ab einem

bestimmten Verkaufswert bei der Bank abzuliefern, die wiederum verpflichtet ist, sie den Eigentümern zurückzugeben, aber seine Kollegen reißen sich hemmungslos alles unter den Nagel, was sie kriegen können. Für sie ist er ein Trottel, weil diese Beutestücke ihn nicht interessieren – die Whiskeyflaschen, Radios und CD-Player, die Bogenschieß-Ausrüstung, die Sexmagazine –, er will nichts anderes als seine Fotos – nicht Dinge, sondern Bilder von Dingen. Seit einiger Zeit hält er sich an seinen Vorsatz, während der Arbeit so wenig wie möglich zu sprechen. Paco und Freddy nennen ihn nur noch El Mudo.

Er ist achtundzwanzig Jahre alt, und nach bestem Wissen treibt ihn keinerlei Ehrgeiz. Jedenfalls kein glühender Ehrgeiz, keine klare Vorstellung davon, wohin es mit ihm in Zukunft gehen könnte. Er weiß, lange wird er nicht mehr in Florida bleiben, bald wird er das Bedürfnis haben, wieder weiterzuziehen, doch bis aus diesem Bedürfnis die Notwendigkeit zum Handeln erwächst, gibt er sich damit zufrieden, in der Gegenwart zu verweilen und nicht nach vorn zu schauen. Vor siebeneinhalb Jahren hat er das College verlassen, um seiner eigenen Wege zu gehen, und wenn er in dieser Zeit eins gelernt hat, dann dies: in der Gegenwart zu leben, sich auf das Hier und Jetzt zu beschränken. Und mag dies auch nicht die löblichste Fähigkeit sein, die man sich denken kann, so hat es ihm doch beträchtliche Disziplin und Selbstbeherrschung abverlangt, sie zu erwerben. Keine Pläne haben, soll heißen, nichts erschnen und nichts erhoffen, mit seinem Los zufrieden sein, hinnehmen, was die Welt einem von einem Sonnenaufgang zum nächsten zuteilt – wer so leben will, darf nur sehr wenig begehren, so wenig wie menschenmöglich.

Nach und nach hat er seine Bedürfnisse auf ein absolutes Minimum reduziert. Er hat das Rauchen und Trinken aufgegeben, er speist nicht mehr in Restaurants, er besitzt weder Fernseher noch Radio noch Computer. Gern würde er sein Auto gegen ein Fahrrad eintauschen, aber auf den Wagen kann er nicht verzichten, dafür sind die Strecken, die er zur Arbeit zurücklegen muss, viel zu groß. Ähnliches gilt für das Handy in seiner Tasche, das er mit Vergnügen auf den Müll werfen würde, wenn nicht auch dies für seine Arbeit unerlässlich wäre. Die Digitalkamera mochte eine Schwäche sein, doch in Anbetracht der Eintönigkeit und Plackerei des endlosen Entrümpelungstrotts kommt ihm der Apparat wie sein Lebensretter vor. Miete zahlt er nur wenig, da seine kleine Wohnung in einer armen Gegend liegt, und abgesehen von seinen Ausgaben für die dringendsten Grundbedürfnisse leistet er sich nur einen einzigen Luxus: Er kauft Bücher, Taschenbücher, hauptsächlich Romane, amerikanische Romane, britische Romane, fremdsprachige Romane in Übersetzungen, doch am Ende sind Bücher kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit, und Lesen ist eine Sucht, von der er keinesfalls geheilt werden möchte.

Wäre das Mädchen nicht, würde er wahrscheinlich noch vor Ende des Monats aussteigen. Er hat genug Geld gespart, um hinzugehen, wo er will, und mehr als gedeckt ist sein Bedarf an der Sonne Floridas – die, wie er nach vielen Beobachtungen inzwischen glaubt, der Seele mehr schadet als Gutes tut. Für ihn ist das eine machiavellistische Sonne, eine heuchlerische Sonne, und das von ihr erzeugte Licht beleuchtet die Dinge nicht, sondern verdunkelt sie – es blendet mit seinem unaufhörlichen, allzu hellen Glanz, schlägt mit dampfenden

Kissen aus feuchter Luft auf einen ein, bringt einen mit seinen Fata Morganas und wabernden Wogen aus Nichts aus dem Gleichgewicht. Nur Glitzern und Gleißern, bietet es keine Substanz, keine Ruhe, keine Atempause. Und doch sah er unter dieser Sonne das Mädchen zum ersten Mal, und da er sich nicht dazu überreden kann, es aufzugeben, lebt er weiter mit der Sonne und versucht, seinen Frieden mit ihr zu machen.

Sie heißt Pilar Sanchez, und kennengelernt hat er sie rein zufällig eines Samstagnachmittags Mitte Mai vor sechs Monaten in einem Park, die unwahrscheinlichste aller unwahrscheinlichen Begegnungen. Sie saß auf dem Rasen und las ein Buch, und keine drei Meter von ihr saß auch er auf dem Rasen und las ein Buch, das zufällig das gleiche war wie ihres, das gleiche Buch in derselben Taschenbuchausgabe, *Der große Gatsby*, das er gerade zum dritten Mal las, seit sein Vater es ihm zum sechzehnten Geburtstag geschenkt hatte. Er hatte schon zwanzig, dreißig Minuten dort gesessen, vertieft in das Buch, abgeschottet von seiner Umgebung, als er jemanden lachen hörte. Er drehte sich um, und in diesem fatalen Augenblick, da er sie zum ersten Mal sah, wie sie ihn anlächelte und auf den Titel ihres Buchs zeigte, schien sie ihm gar noch jünger als sechzehn zu sein, noch ein richtiges Mädchen, ein kleines Mädchen, eine junge Heranwachsende in engen, abgeschnittenen Shorts, Sandalen und einem winzigen schulterfreien Top, jener Kleidung, wie sie von allen halbwegs attraktiven Mädchen im heißen sonnigen Süden Floridas getragen wurde. Eigentlich noch ein Baby, sagte er sich, und doch, da war sie mit ihren glatten, unbedeckten Gliedmaßen und ihrem munteren Lächeln, und er, der selten irgendjemanden oder irgend-

etwas anlächelt, schaute in ihre dunklen lebhaften Augen und lächelte zurück.

Sechs Monate später ist sie immer noch minderjährig. Laut ihrem Führerschein ist sie siebzehn und wird achtzehn erst im Mai, und daher muss er in der Öffentlichkeit vorsichtig mit ihr sein und um jeden Preis alles vermeiden, was den Argwohn der lüsternen Mitwelt erregen könnte, denn ein einziger Anruf irgendeines aufgebrachten Wichtigtuers bei der Polizei könnte ihn ins Gefängnis bringen. Jeden Morgen, außer an Wochenenden und Feiertagen, fährt er sie zur John F. Kennedy Highschool; sie ist im letzten Schuljahr und hofft, dank guter Leistungen anschließend aufs College gehen zu können, um später als Krankenschwester zu arbeiten. Er fährt sie hin, setzt sie aber nicht vor dem Eingang ab. Das wäre zu riskant. Irgendein Lehrer oder sonst jemand von der Schule könnte die beiden zusammen im Auto erblicken und Alarm schlagen, und so hält er drei oder vier Blocks vor der Schule an und lässt sie dort aussteigen. Zum Abschied gibt er ihr keinen Kuss. Er rührt sie nicht an. Seine Zurückhaltung betrübt sie, denn in ihren eigenen Augen ist sie bereits eine ausgewachsene Frau, und sie akzeptiert seine vorgetäuschte Gleichgültigkeit nur, weil er ihr gesagt hat, die müsse sie akzeptieren.

Pilars Eltern kamen vor zwei Jahren bei einem Autounfall ums Leben, und bis sie nach dem Ende des Schuljahrs im Juni in seine Wohnung zog, lebte sie bei ihren drei Schwestern im Haus der Familie. Maria, zwanzig Jahre alt, Teresa, dreiundzwanzig, und Angela, fünfundzwanzig. Maria bereitet sich an der Volkshochschule auf ihren Beruf als Kosmetikerin vor. Teresa arbeitet als Kassiererin in einer Bank. Angela, die hübscheste der

Schwesternschar, ist Tischdame in einer Cocktailbar. Mit manchen Gästen schläft sie für Geld, behauptet Pilar, fügt jedoch gleich hinzu, sie habe Angela sehr gern, sie habe alle ihre Schwestern sehr gern, sei aber trotzdem froh, dass sie bei ihnen ausgezogen sei, das Haus berge ihr zu viele Erinnerungen an Mutter und Vater, und außerdem, sie könne auch nichts dafür, aber sie nehme Angela übel, was sie tue, es sei doch eine Sünde, wenn eine Frau ihren Körper verkaufe, und dass sie sich deswegen nicht mehr mit ihr zu streiten brauche, empfinde sie als Erleichterung. Ja, sagt sie zu ihm, seine Wohnung sei ein schäbiges kleines Loch, das Haus viel größer und komfortabler, aber in der Wohnung gebe es immerhin keinen achtzehn Monate alten Carlos junior, und auch dies empfinde sie als ungeheure Erleichterung. Zwar sei Teresas Sohn kein schlechtes Kind, soweit man so etwas von Kindern überhaupt sagen könne, und was solle Teresa auch machen, wo ihr Mann im Irak stationiert sei und sie selbst den ganzen Tag in der Bank arbeiten müsse, aber das gebe ihr noch lange nicht das Recht, die Aufsicht über den Jungen alle zwei Tage ihrer kleinen Schwester aufzuhalsen. Pilar wolle ja kein Spielverderber sein, aber das nehme sie ihr einfach übel. Sie brauche Zeit für sich allein und zum Lernen, sie wolle etwas aus sich machen, und wie solle ihr das gelingen, wenn sie andauernd Windeln wechseln müsse? Andere Leute mochten sich an Babys erfreuen, sie aber wolle damit nichts zu tun haben. Danke, sagt sie, vielen Dank.

Er bewundert ihr Temperament, ihre Intelligenz. Schon am ersten Tag, als sie im Park über den *Großen Gatsby* sprachen, imponierte ihm, dass sie das Buch für sich selbst las und nicht, weil ein Lehrer in der Schu-

le ihr das aufgegeben hatte, und noch mehr imponierte es ihm, als sie im weiteren Verlauf der Unterhaltung den Standpunkt vertrat, die wichtigste Figur in dem Buch sei nicht Daisy oder Tom oder gar Gatsby selbst, sondern Nick Carraway. Er bat sie, das zu erklären. Weil er derjenige sei, der die Geschichte erzähle, sagte sie. Er sei der Einzige, der mit beiden Füßen auf dem Boden stehe, der Einzige, der sich selbst von außen betrachten könne. Alle anderen seien Verlorene, seichte Gestalten, und ohne Nicks Anteilnahme und Verständnis würden wir nichts für sie empfinden können. Alles hänge von Nick ab. Das Buch würde nicht halb so gut funktionieren, wenn es von einem allwissenden Erzähler erzählt würde.

Allwissender Erzähler. Sie weiß, was der Ausdruck bedeutet, so wie ihr klar ist, was es heißt, von der *Aussetzung der Ungläubigkeit*, *Biogenese*, *Antilogarithmen* oder *Brown v. Board of Education* und dem *Ende der Rassentrennung* zu reden. Wie ist es möglich, fragt er sich, dass eine junge Frau wie Pilar Sanchez, deren kubanischer Vater sein Leben lang als Briefträger gearbeitet hat, deren drei ältere Schwestern es zufrieden sind, ihr Leben im eintönigen Sumpf alltäglicher Verrichtungen zu verbringen, sich so ganz anders als der Rest ihrer Familie entwickelt hat? Pilar hungert nach Wissen, sie hat Pläne, sie arbeitet fleißig, und ihm liegt alles daran, sie zu ermutigen, ihr auf dem Weg ihrer Ausbildung zu helfen. Seit dem Tag, da sie von zu Hause aus- und bei ihm einzog, hat er mit ihr für die Aufnahmeprüfung fürs College gepaukt, hat alle ihre Hausaufgaben durchgearbeitet, hat ihr die Grundlagen der Infinitesimalrechnung beigebracht (die auf der Highschool kein Thema sind) und ihr Dutzende von Romanen, Kurzgeschichten und Gedichten vorgelesen. Er,

der junge Mann ohne Ziele, der College-Aussteiger, der den Plunder der Privilegien seines früheren Lebens abgeworfen hatte, fühlt sich dazu berufen, in ihrem Namen ehrgeizig zu werden und sie so weit nach vorn zu treiben, wie sie mitzugehen bereit ist. Oberste Priorität hat das College, ein gutes College und ein ausreichendes Stipendium, und hat sie das erst einmal geschafft, wird alles andere sich schon ergeben, denkt er. Zurzeit träumt sie davon, Krankenschwester zu werden, aber das wird sich noch ändern, dessen ist er sich gewiss, ja, er weiß, sie hat das Zeug dazu, eines Tages Medizin zu studieren und Ärztin zu werden.

Der Vorschlag, bei ihm einzuziehen, kam von ihr. Ihm selbst wäre es nie in den Sinn gekommen, etwas derart Kühnes aufs Tapet zu bringen, doch Pilar war entschlossen, nicht nur getrieben von dem Wunsch, ihrer Umgebung zu entfliehen, sondern auch begeistert von der Aussicht, jede Nacht mit ihm schlafen zu können, und nachdem sie ihn gebeten hatte, mit Angela zu reden, die als Haupternährerin des Clans in allen Familienangelegenheiten das letzte Wort hatte, traf er sich mit der ältesten Sanchez-Schwester und schaffte es tatsächlich, ihre Zustimmung zu erhalten. Anfangs war sie zögerlich und argumentierte, Pilar sei zu jung und unerfahren für einen Schritt von solcher Tragweite. Natürlich wisse sie, dass ihre Schwester ihn liebe, aber sie könne diese Liebe nicht gutheißen, der Altersunterschied sei zu groß, früher oder später werde er von seinem halbwüchsigen Spielzeug genug haben, sich gelangweilt von Pilar abwenden und ihr das Herz brechen. Er entgegnete, wahrscheinlich werde es genau umgekehrt ausgehen, er werde es sein, der mit gebrochenem Herzen zurückblei-

ben würde. Dann schob er jede weitere Diskussion über Herzen und Gefühle beiseite und verlegte sich auf rein praktische Erwägungen. Pilar habe keine Arbeit, sagte er, sie liege ihren Schwestern auf der Tasche, und er sei in der Lage, sie zu ernähren und ihnen diese Last abzunehmen. Schließlich wolle er sie ja nicht nach China entführen. Ihr Haus sei fünfzehn Minuten zu Fuß von seiner Wohnung entfernt, und sie könnten sie so oft besuchen, wie sie wollten. Um den Handel abzuschließen, bot er ihnen Geschenke an, alle möglichen Sachen, die sie gerne gehabt hätten, sich aber aus Geldmangel nicht leisten konnten. Zur Bestürzung und feixenden Belustigung der drei Clowns, mit denen er zusammenarbeitete, stellte er vorübergehend die von ihm selbst propagierten Anstandsregeln der Entrümpelei auf den Kopf und klaute im Lauf der nächsten Woche seelenruhig einen fast noch fabrikneuen Flachbildfernseher, eine hochwertige Kaffeemaschine, ein rotes Dreirad, sechsunddreißig Filme (darunter eine Sammleredition der *Pate*-Trilogie), einen Schminkspiegel in Profiqualität und ein Set Weingläser aus Kristall, die er Angela und ihren Schwestern als Ausdruck seiner Dankbarkeit überreichte. Mit anderen Worten: Pilar wohnt jetzt bei ihm, weil er die Familie bestochen hat. Er hat sie gekauft.

Ja, sie liebt ihn, und, ja, trotz seiner Bedenken und inneren Zweifel liebt er sie ebenfalls, so unwahrscheinlich es ihm vorkommen mag. Um das hier festzuhalten: Er ist nicht speziell auf junge Mädchen fixiert. Bis jetzt waren alle Frauen in seinem Leben mehr oder weniger in seinem Alter. Pilar stellt für ihn demnach nicht die Verkörperung eines idealen Frauentyps dar – sie ist nichts anderes als sie selbst, ein kleines Glück, auf das er zufällig

eines Nachmittags im Park gestoßen ist, eine Ausnahme von sämtlichen Regeln. Auch kann er sich selbst nicht erklären, was sie für ihn so attraktiv macht. Gewiss, er bewundert ihre Intelligenz, aber was hat das letztlich schon zu bedeuten, denn er hat auch schon früher Frauen für ihre Intelligenz bewundert, ohne sich im Geringsten zu ihnen hingezogen zu fühlen. Er findet sie hübsch, aber nicht außerordentlich hübsch, nicht schön in irgendeiner objektiven Hinsicht (freilich könnte man ebenso gut sagen, jede Siebzehnjährige ist schön, aus dem schlichten Grund, dass alles Junge schön ist). Aber egal. Er hat sich nicht wegen ihres Körpers oder ihrer Klugheit in sie verknallt. Nur, was ist es dann? Was hält ihn hier, wenn alles ihm sagt, er sollte gehen? Vielleicht ist es die Art, wie sie ihn ansieht, die Wildheit ihres Blicks, das verzückte Strahlen ihrer Augen, wenn sie ihm zuhört, das Gefühl, dass sie vollständig anwesend ist, wenn sie zusammen sind, dass er der einzige Mensch ist, der auf der ganzen weiten Welt für sie existiert.

Manchmal, wenn er seine Kamera auspackt und ihr seine Aufnahmen von den aufgegebenen Dingen zeigt, füllen ihre Augen sich mit Tränen. Diese ihre weiche, sentimentale Seite hat für ihn etwas Komisches, und doch bewegt sie ihn, diese Empfänglichkeit für den Schmerz anderer, aber da sie auch sehr hart sein kann, gesprächig und überschäumend lustig, vermag er nie vorauszusagen, welche ihrer Seiten in irgendeinem Augenblick zum Vorschein kommen wird. Das könnte auf kurze Sicht anstrengend sein, doch auf Dauer, so meint er, kann es sich nur positiv auswirken. Er, der sich so viele Jahre lang so vieles versagt hat, der so hartnäckig Verzicht geleistet hat, der sich dazu erzogen hat, sein Tem-

perament zu zügeln und sich von allem kühl distanziert durch die Welt treiben zu lassen, ist nach und nach ins Leben zurückgekehrt – dank ihrer Gefühlsexzesse, ihrer Entflammbarkeit, ihrer rührseligen Tränen, wenn er ihr Bilder von verlassenen Teddybären, kaputten Fahrrädern oder Vasen mit verwelkten Blumen zeigt.

Als sie das erste Mal miteinander ins Bett gingen, versicherte sie ihm, sie sei längst keine Jungfrau mehr. Er nahm sie beim Wort, doch als es dann so weit war und er in sie eindringen wollte, stieß sie ihn fort und sagte, das dürfe er nicht tun. Das *Mamaloch* sei tabu, sagte sie, absolutes Sperrgebiet für männliche Glieder. Zungen und Finger seien zugelassen, nicht aber Glieder, unter keiner Bedingung, ausgeschlossen, niemals. Er kapierte gar nicht, wovon sie redete. Er hatte doch ein Kondom übergestreift? Sie waren geschützt, es gab keinen Grund, sich irgendwelche Sorgen zu machen. Ja, sagte sie, und genau da sei er im Irrtum. Teresa und ihr Mann hätten sich auch immer auf Kondome verlassen, und er solle sich ansehen, was daraus geworden sei. Nichts Erschreckendes für Pilar als die Vorstellung, schwanger zu werden, niemals werde sie das Schicksal herausfordern und diesen unberechenbaren Gummis trauen. Eher würde sie sich die Pulsadern aufschneiden oder von einer Brücke springen, als sich schwängern zu lassen. Ob er das verstehe? Ja, er verstand das, aber was war die Alternative? Das *lustige Loch*, sagte sie. Angela habe ihr davon erzählt, und er müsse zugeben, vom streng biologischen und medizinischen Standpunkt aus sei dies die einzige wirklich sichere Form der Geburtenkontrolle.

Seit sechs Monaten fügt er sich nun ihren Wünschen, beschränkt jegliche Aktivität seines Glieds auf ihr lusti-

ges Loch und sucht ihr Mamaloch allenfalls mit Zunge oder Fingern auf. So sehen sie also aus, die Abnormitäten und Besonderheiten ihres Liebeslebens, das dennoch ein erfülltes Liebesleben ist, eine wunderbare erotische Partnerschaft, und nichts weist darauf hin, dass es so bald damit zu Ende gehen könnte. Letztlich ist es diese sexuelle Komplizenschaft, die ihn so fest an sie bindet und ihn nicht aus dem heißen Niemandsland voller zerstörter und leerer Häuser fortziehen lässt. Er ist verzaubert von ihrer Haut. Er ist ein Gefangener ihrer feurigen jungen Lippen. Er ist zu Hause in ihrem Körper, und sollte er je den Mut aufbringen und sie verlassen, wird er es, das weiß er, bis ans Ende seines Lebens bereuen.